

La campana

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **The Swiss observer : the journal of the Federation of Swiss Societies in the UK**

Band (Jahr): **- (1923)**

Heft 84

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-686716>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

LITERARY PAGE

Edited by Dr. PAUL LANG.

All letters containing criticisms, suggestions, questions, &c., with regard to this page should be addressed to the "Literary Editor."

HYDE PARK STIMMUNG.

Der Nebel webt im weiten Raum.
Die alten Bäume schweigen,
Und müde Zweige neigen
Sich tief zum grünen Saum.

Die Welt ist hier im Traum.
Des Lebens bunter Reigen,
Was laut dem Alltag eigen,
Berührt sie kaum.

Nur durch das graue Dunkeln
Der Lichter Strahlen funkeln.
Und ein Brausen dröhnt von ferne.
Spricht von Menschen-Leid und Wehen
Und von Grossen, die verstehen . . .
Still und einsam wie die Sterne.

A. H. R., London.

DIE SCHWEIZ IM DEUTSCHEN GEISTESLEBEN.

Unter diesem Titel hat vor kurzem der rühmlichst bekannte Leipziger Verlag H. Haessel angefangen, eine Reihe kleiner, handlicher Bändchen zu veröffentlichen, die den Anteil der Schweiz, wie der Titel besagt, am gesamtdeutschen Geistesleben erweisen sollen. Man mag der Meinung sein, es wäre besser einem schweizerischen Verleger zugestanden, ein solches Denkmal der deutschschweizerischen Kultur herzustellen. Immerhin, Haessel ist ja schliesslich der Verleger C. F. Meyers und manch anderer Schweizer Werke, hat also, wenn irgendeiner, einen Anspruch auf schweizerische Dankbarkeit. Man mag es bedauern, dass das autotone schweizerische Verlegerwesen keine stärkeren Aufschwung nimmt. Die Vanuta lässt leider nicht mit sich spassen. Sie macht ein solches Unterfangen dem deutschen Verleger, der in Deutschland drucken, aber in der Schweiz verkaufen kann, lukrativ; der Schweizer, und wäre er vom allerbesten Willen beseelt, darf nicht daran denken, jedenfalls nicht, wenn er keine Offizin in Deutschland zur Verfügung hat, was ihm übrigens die einheimischen Drucker und der Schweizerwochenverband sehr verübeln würden. . . .

Freuen wir uns also an dem was ist. Die Serie, von der bis jetzt sechs Bändchen erschienen und weitere zirka zwanzig geplant sind, wird von Prof. Harry Mayne, Bern, betreut.

Das erste Bändchen enthält eine von Prof. Otto von Greyser, Bern, eingeleitete Auswahl von "Historischen Volksliedern der deutschen Schweiz". Es ist ein rundes zwanzig, das vom "Alten Tellenlied" und von "Zwinglis Kappelerlied" das wir nachstehend abdrucken, eingerahmt wird. Es ist wahr, wir haben keine Barden wie die Serben, ja nicht einmal wie die Skandinavier. Realistisch tönen unsere Volkslieder wie schliesslich der Grossteil der schweizerischen Literatur überhaupt. Aber es darf doch wohl gesagt werden, dass fast allen der in der Sammlung vertretenen Texte eine eigentümliche, kraftvolle Schönheit innewohnt. Nicht, dass es einzig das Altväterische wäre, was uns entzückt, nicht, dass das allein die seltsame, biderbe Sprache täte, die uns daraus entgegenspricht — es muss noch etwas anderes sein. Ist es, dass wir in ihrem Rhythmus Takt und Schritt der alten Edigenossenhaufen zu hören vernehmen? Vielleicht! Sicher wäre auch heute die Wirkung manch eines dieser Schlachtenlieder, wenn es effektiv vorgebracht würde, gewaltig, mehr noch, wenn es einer mit dazugehöriger Begleitung sänge. Nun, die-

LA VIA.

Per me che emigrai giovanissimo (non tornavo quassù che d'estate) questa via sassosa che sale serpeggiando fra i sassi e i castagni, fu spesso occasione di gioia. Quante volte, scendendo in paese, la percorsi in pochi minuti, saltando gli scalini a quattro a quattro, correndo con una elasticità felina, volando quasi! E anche vi salii in bella e giovanil compagnia, dolcemente ciarlando, sorridendo, ridendo.

Ma per quelli del paese, per quelli che ci son nati e ci vogliono morire, questa è la via fatica, la via della croce, la via del Calvario. Tutti, uomini e donne, ci son passati cento e mille volte, chini sotto qualche enorme peso: fieno, legna, segale, patate, calce, cemento. Ci son passati d'estate quando i raggi del sole, simili a innumerevoli spilli roventi, trafiggono la nuca degli uomini e un vampo afoso vien su dai sassi e dagli sterpi mozzando il respiro. Ci son passati d'inverno quando, al posto degli scalini, non vedi che un vetro liscio e dalle rocce pendono i ghiaccioli come candelee.

Questa è la via dei grandi e tristi pensieri. Ogni tanto s'incontra, all'ombra dei castagni o dei faggi, una cappella dedicata alla Vergine; con accanto, infissa in una pietra o fra le pietre, una croce di ferro o di legno in memoria di qualche poveraccio il quale s'è sfracellato sulle rocce orride che formano l'altro versante della valle. Le vecchierelle dicono, passando, l'Ave Maria, il Gloria

jungen von uns, die je Hanns In der Gant hörten, wissen was wir meinen! Die vorliegenden, vielstrophigen Schlachtenlieder sind zwar nicht ganz von der Art der Volksesänge, die seine Triumphe hervorriefen. Auch sie aber haben Mark und Kraft in sich. Wer würde diese Qualitäten etwa dem Schluss des bekannten Sempacherliedes absprechen wollen, in dem sich der Dichter zu erkennen gibt?

Halbster unvergessen
also ist er genannt,
zu Luzern ist er gesessen
und was gar wol erkant:
he, er was ein bidermann:
dies lied hat er gemachet
als er ab der Schlacht ist kan.

Der zweite Band führt uns ins achtzehnte Jahrhundert. Eine Auswahl der geschleckten Prosadichtungen Salomon Gessners bietet uns mit verständnisvoller Einleitung Hermann Hesse. Gessner war ein ausgesprochener Idylliker, hatte es darum lange schwer, es in seinem hausbackenen Zürich zu etwas zu bringen. Jetzt noch wie damals schätzt man dort den naturseligen Träumer keineswegs, sondern hält darauf, dass ein Knabe sich rege und sich umtue. So erlind sich Salomon Gessner eine zärtliche Scheinwelt, wo milde und schöne Hirten und Hirtinnen in Minne kosen dürfen. Er beschrieb in kleinen Geschichten die Zufälle, die den Geschöpfen seiner Welt zustießen — sie haben alle wohlklingende Namen: Melida, Semira, Lycas, Milon — malte die Gefühle aus, die sie beseligten oder — oh, nur vorübergehend — betrübten und zeichnete und radierte hauptsächlich entzückende Kupfer dazu. Die Erstausgaben der Gessner'schen Werke sind heute ausserordentlich selten. Sein Name aber, der im sechsten, siebten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts einen europäischen Klang hatte, gehört doch so innig zur vornehmsten Periode des deutschschweizerischen Schrifttums, in der Zürich, so etwa wie heute Berlin, the Metropole der literarischen Produktion war, dass es zu begrüssen ist, dass man nun um billig Geld sich eine Probe seines Stils erwerben kann. Die Einleitung Hermann Hesses, der in gewissem Betracht Gessner als früheren Bruder anerkennen wird, lässt mit weichen, berückenden Strichen seine Zeit vor uns stehen, in der man so ehrfurchtsvoll für die Natur schwärmte. Dass Gessner und Rousseau es immerhin mit mehr Geschmack taten, als unsere heutigen Nacktbad und Sonnenkurapostel es tun, wird man nicht abstreiten.

Im dritten Bändchen endlich hat Dr. Ed. Korrodi, der kundige Feuilletonredaktor der Neuen Zürcher Zeitung, eine sehr gesichtete Auswahl von C. F. Meyers Gedichten vereinigt, dem er ein gescheites Vorwort, das sich über Stilprobleme der Meyer'schen Kunst ergeht, vorausstellt. Mit Recht weist er darin auf die beträchtliche Anzahl Segedichtete des Zürcher Poeten hin, die sozusagen alle Stimmungen, welche das sanfte Zürcherseelgelände erregt, ausschöpfen. Meyer ist ein Dichter, dessen Habitus dem Durchschnittschweizer nicht sehr leicht ein geht, von dem er viel mehr Distanz hält, als z. B. von Keller, dessen Trunkfröhlichkeit ihm menschlich ohne weiteres vertrauenswürdig vorkommt. Umsonst muss man immer wieder darauf hinweisen, dass es bei Meyer neben artistisch zugespitzten Sachen doch eine ganze Menge Lyrica gibt, die nicht aus hyperindividuellen, sondern gemein menschlichen Gefühlswallungen entsprossen sind und darum von jedem nur einigermaßen Schönheit empfindenden Gemüt genossen werden können. Es geht ja nicht mehr allzu viele Jahre, und die Schweiz wird bei Anlass des hundertsten Geburtstages dieses andern Zürchers (1925) sich bewusst werden, was sie an ihm hat. Man kann sich mit dem Bändchen, von dem hier die Rede ist, einstweilen daraufhin präparieren.

Patri, il Requiem Aeternam. Sulle fronti chine scende l'ombra di Nostra Signora Morte e, volere o no, si cammina più lenti e trasognati.

Questa è la via dell'alpe. Di qui sale in primavera e scende in autunno, ugualmente bramosa, la mandra mugghiante e tintinnante. Di qui passa il capraio, entro una nube di polvere, col suo branco veloce. Di qui, in settembre, scendono gli alpighiani; così curvi sotto i loro carichi di formaggio che, a prima vista, sembrano doverne rimaner schiantati e schiacciati.

Invece filano via lesti e sicuri; con il corpo piegato in due, il collo teso, le vene gonfie, gli occhi fissi, il volto rigato di sudore. I chiodi dei lor scarponi ferrati mordono la terra come gli artigli delle belve. Quando urtano qualche ciottolo, lo fan saltare parecchi metri lontano. Quando sdrucciolano, per disgrazia, su qualche scalino, si vedono sprizzare fuori, di sotto ai piedi, scintille di fuoco.

LA CAMPANA.

Come potrei passare innanzi alla chiesetta de Rima senza sentirmi dolcemente intenerire? Sta essa, l'estate e l'inverno, ad aspettare l'uomo che venga a inginocchiarsi, a pregare, a ricevere, dalle mani della Vergine, la sua grazia. Per noi il suo portico dai begli archi, così alto, così aperto a tutti i venti, era un luogo prediletto. Ci stavamo a cantare, più giocondamente e sonoramente che in chiesa, le litanie dei Santi.

KOSTPROBEN.

ZWINGLIS KAPPELERLIED (1529).

Herr, nun heb den wagen selb,
schelb wirt sust all unser fart
und pringt lust der widerpart,
die dich veracht so frävenlich.

Gott, erhöh den namen din
in der straf der bösen böck;
dine schaf widrum erweck,
die dich lieb habend innenglich.

Hilf, dass alle bitterkeit
scheid in d'fer, und alte trüw
widerker und werde nüw,
dass wir ewig lob singend dir.

(Aus O. v. Greyser: Historische Volkslieder der deutschen Schweiz.)

SALOMON GESSNERS POESIE.

Nein, Gessners Poesie hat mit Theokrit, oder Anakreon, oder andern antiken Dichtern sehr wenig zu tun. Seine Dichtung, seine Gefühlswelt ist gewiss für seine Zeit nicht die Wiedererweckung irgendeiner historischen Stimmung gewesen, sondern etwas ganz und gar Modernes. Es waren Gefühle und Schwärmereien seiner Zeit, der Zeit um 1750, die in Gessners Prosagedichten die Zeitgenossen bezauberten. Und das Gewand, die Dekoration, die märchenhaft-opernhafte Bühne, die musikalische Zeitlosigkeit, in der diese Dichtungen atmen, scheint mir überaus nahe mit einer ganz anderen Welt als der griechischen verwandt, nämlich mit der Welt der wirklichen Oper. Die Oper des achtzehnten Jahrhunderts, so scheint mir, atmet dieselbe Stimmung wie Gessner, sie schwebt in derselben Zeitlosigkeit, sie spielt mit derselben halbwehmütigen Tändelei alle Teilnahme vom wirklichen Leben hinüber in eine Phantasiewelt von feenhaft unirdischer Art. Und was in der Dichtung untergegangen ist und uns Späteren fremd und veraltet erscheint, das hat in der Musik Dauer und Geltung behalten, denn ist nicht die letzte, höchste, edelste, wahrhaft zeitloseste Aeusserung jener ganzen Seelenlage, des ganzen Bedürfnisses nach Verklärung des Alltags, nach Flucht aus der Zeit, nach spielender Vereinfachung und Idealisierung jenes Werk, das uns aus diesem achtzehnten Jahrhundert her so unbegreiflich jung und unverwundlich anschaut: Mozarts Zauberflöte?

(Aus der Einleitung zu H. Hesse: Salomon Gessners Dichtungen.)

FIRNELICHT.

Wie pocht' das Herz mir in der Brust
Trotz meiner jungen Wanderlust
Wann, heimgewendet, ich erschaut'
Die Schneegebirge, süß umblaut,
Das grosse stille Leuchten!

Ich atmet' eilig, wie auf Raub,
Der Märkte Dunst, der Städte Staub.
Ich sah den Kampf. Was sagest du,
Mein reines Firnelicht, dazu,
Du grosses stilles Leuchten?

Nie prahl' ich mit der Heimat noch,
Und liebe sie von Herzen doch!
In meinem Wesen und Gedicht
Allüberall ist Firnelicht,
Das grosse stille Leuchten.

Was kann ich für die Heimat tun,
Bevor ich geh' im Grabe ruhn?
Was geb' ich, das dem Tod entflieht?
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,
Ein kleines stilles Leuchte!

(Aus Edward Korrodi: C. F. Meyer Gedichte.)

Sancte Barnaba
Sancte Philippe
Sancte Bartholomæe

Ci stavamo poi a suonare, a qualunque ora e persino di notte, la campana.

O campana, campanina argentina, io levo ancora gli occhi verso di te. Ma non mi tenti più. La tua catenella arrugginita, che i grandi mandavano a finire sin tra le pietre del tetto (noi l'andavamo a pescare anche lassù), la catenella a cui m'aggrappavo con tanto sorriso, con tanto brilla di denti, di sguardi e d'anima, oggi pende invano, lunga e inerte, innanzi a me.

BETULLE.

Le betulle hanno il fusto bianco, i rami esili, le foglie irrequiete come farfalle. D'autunno trascolorano e sembrano giganteschi fiori d'oro.

Da ragazzo, naturalmente, non badavo a queste cose. Ne sceglievo invece qualcuna fra le più belle e snelle, mi arrampicavo fulmineamente sino alla cima, mi ci aggrappavo con le due mani tese come artigli e, abbandonandomi nel vuoto, la inchinavo giù giù sino a terra. L'assicuravo con una pietra e facevo le stesse cerimonie con un'altra. Poi, strettamente intrecciandole e torcendole, le riunivo bene per la punta.

Quando, così legate, le lasciavo scattare in alto, vedevo incurvarsi e tremare sul mio capo un perfetto e leggiadro arco di trionfo.

E ce n'erano molti sparsi su pei monti.

(Eul "Libro dell'Alpe" di Giuseppe Zoppi Cfr. No. 12.)